

'Geschlecht' in Literatur und Geschichte

Bilder - Identitäten - Konstruktionen

Bearbeitet von
Heinz Sieburg

1. Auflage 2014. Taschenbuch. 262 S. Paperback

ISBN 978 3 8376 2502 8

Format (B x L): 14,8 x 22,5 cm

Gewicht: 408 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines > Literatursoziologie, Gender Studies](#)

schnell und portofrei erhältlich bei



Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Aus:

Heinz Sieburg (Hg.)

›Geschlecht in Literatur und Geschichte

Bilder – Identitäten – Konstruktionen

Dezember 2014, 262 Seiten, kart., 32,99 €, ISBN 978-3-8376-2502-8

Mit dem Begriff »Geschlecht« rückt eine Dimension humaner Verfasstheit in den Blick, die in vielfältigster Weise Gegenstand unterschiedlicher literarischer, linguistischer, psychologischer oder auch soziologischer Zuschreibungen war und ist.

Dieser Band greift zentrale Aspekte des Forschungsfeldes auf und vermittelt interdisziplinäre Einblicke nicht nur in die neuzeitlich-moderne Auffassung der Thematik, sondern weitet den Blick auch auf die historische Dimension. Den (nicht nur literaturwissenschaftlichen) Beiträgen geht es darum, die Demarkationslinien zwischen weiblichen und männlichen Zuschreibungen aufzuzeigen und kritisch zu hinterfragen.

Heinz Sieburg (Dr. phil.) lehrt als Professor für germanistische Mediävistik und Linguistik an der Universität Luxemburg.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2502-8

Inhalt

Vorwort | 7

Das ungewählte Geschlecht?

Oder: Warum Anatomie kein Schicksal sein muss

Franziska Schößler | 9

Geschlechterpluralitäten als Existenzmuster

Christel Baltes-Löhr | 19

Genre und Gender

Marlene Streeruwitz' *Partygirl.* als feministischer Palimpsest von

Edgar Allan Poes *The Fall of the House of Usher*

Aspekte einer Gendered-Narratologie

Alexandra Pontzen | 47

Penthesilea, Phantasilea

Wilhelm Amann | 73

Welches Geschlecht hat die Seele?

Überlegungen zu Bernhard von Clairvaux und Mechthild von Magdeburg

Uta Störmer-Caysa | 91

Ernstes Spiel mit scharfen Waffen

Ritterliches Turnier und männlicher Wettbewerb

Dominik Schuh | 107

»Ist ez ein si oder ein er?«

Geschlechterbilder in spätmittelalterlichen Verserzählungen

Andrea Schallenberg | 129

»Et viriliter se defendebat«

Images masculines de la femme guerrière aux derniers siècles

du Moyen Age

Michel Margue | 155

Sous le feu des projecteurs

Le spectacle *Marie-Antoinette* revu par Antonia Fraser et Sofia Coppola

Sonja Kmec | 175

La femme et le langage

Marion Colas-Blaise | 195

Zur Problematik des generischen Maskulinums im Deutschen

Positionen und kritische Analyse

Heinz Sieburg | 211

Gibt es Männer- und Frauensprachen in der Südsee?

Sabine Ehrhart | 241

Autorinnen und Autoren | 255

Das ungewählte Geschlecht?

Oder: Warum Anatomie kein Schicksal sein muss

FRANZISKA SCHÖSSLER

Das Geschlecht oder die weibliche/männliche Anatomie scheint, wie Sigmund Freud formulierte, ein Schicksal zu sein. Mit der Geburt wird der/die neue Erdenbürger/in durch den jubilatorischen Ausruf »Es ist ein Junge/ein Mädchen!« der einen oder anderen Kategorie zugewiesen. Dass diese scheinbar simple Klassifizierung jedoch alles andere als unproblematisch ist, zeigen medizinisch-feministische Untersuchungen, die auf die hohe Anzahl von uneindeutigen Geschlechtlichkeiten verweisen (vgl. Fausto-Sterling 1985). Es ist das medizinische System, das für Eindeutigkeit sorgt, zuweilen sehr zum Nachteil der Betroffenen. Zugespitzt könnte man sagen: Erst die Adressierung des Arztes lässt das binäre Geschlechtersystem entstehen, während die biologischen Tatsachen eine andere, differenziertere Sprache sprechen.

Zur Geschichtlichkeit von Geschlecht

Auch das heutige medizinische System suggeriert, dass es keine Wahlfreiheit des Geschlechts gibt – ein Blick auf die Geschichte der Biologie, der Medizin, der Sexualität und der Geschlechterordnung kann hingegen verdeutlichen, dass sich die Konzepte und damit auch die Wahlmöglichkeiten von Individuen historisch verändert haben, dass das Geschlecht eine Geschichte und damit unterschiedliche Auslegungen erfahren hat. Thomas Laqueur beispielsweise weist in seiner Studie *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud* darauf hin, dass interpretatorische Prozesse auch in der Biologie, ähnlich wie in der Literaturwissenschaft, eine Rolle spielen (vgl. Laqueur 1992: 30), denn auch empirische Daten bedürfen der Auslegung. Daraus folgt, dass selbst die Anatomie ein Produkt von Interpretationen ist und Aspekte des kulturellen Geschlechts, also der herrschenden gesellschaftlichen Auffassun-

gen, in sich aufnimmt. Das Wesen des Geschlechtsunterschieds sei, so Laqueur, von

biologischen Tatsachen logisch unabhängig, weil in der Sprache der Wissenschaft – jedenfalls dann, wenn sie sich irgendeinem kulturell resonanten Konstrukt sexueller Differenz zuwendet – die Sprache des sozialen Geschlechts bereits einlagert. Mit anderen Worten, alle Aussagen über biologisches Geschlecht, nur die engstumschriebenen ausgenommen, sind von Anfang an mit der Kulturarbeit belastet, die von diesen Vorgaben geleitet worden ist. (Laqueur 1992: 176f.)

Vor diesem Hintergrund untersucht Laqueur den markanten und überaus aussagekräftigen historischen Wandel der Geschlechterkonzepte. Denn das uns heute vertraute Zwei-Geschlechter-Modell löst um 1800 ein anderes, traditionsreiches Konzept ab: das Ein-Geschlecht-Modell, das über Jahrtausende hinweg Geltung besaß. Seit der Antike ging man davon aus, dass das weibliche Genital dem männlichen *en détail* gleiche, lediglich nach innen gestülpt sei – Ausdruck des defizienten Entwicklungsstands der Frau. Der antike Arzt Galen beispielsweise hält fest: »Kehre die [Organe] der Frau nach außen, kehre die des Mannes gleichsam zweifach gewendet nach innen, und du wirst entdecken, daß sie beide in jeder Hinsicht gleich sind« (zit. n. Greenblatt 1993: 106). Diese Auffassung basiert auf dem Denkmodell der Ähnlichkeit, das für vormoderne Weltbilder zentral ist.

Gibt es dieser älteren Auffassung nach lediglich ein einziges Geschlecht, so gilt dieses als grundsätzlich wandelbar – eine Veränderung vom Mangelhaften (Weiblichen) zum Perfekten (Männlichen) ist jederzeit möglich. Zahlreiche Geschichten erzählen von merkwürdigen Phänomenen wie Milch spendenden Männern und von Frauen, die sich bei einem Sprung über einen Bach durch die entstehende Reibung in Männer verwandeln. Das Ein-Geschlecht-Modell lässt also Eindeutigkeiten nicht in dem Maße zu und kennt Metamorphosen, ordnet allerdings in einer klaren Hierarchie das Weibliche dem Männlichen unter und verfügt über ein normatives Gender-System, das sich durch restriktive Kleiderordnungen und strenge Verhaltensvorschriften stabilisiert.

Das Zwei-Geschlechter-Modell, wie es sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch in den Wissenschaften durchsetzt, geht hingegen davon aus, dass sich Frauen und Männer auch in anatomischer Hinsicht unterscheiden und dass die je spezifische körperliche Ausstattung über die seelische entscheidet. Aus der (unterstellten) physischen körperlichen Schwäche von Frauen wird beispielsweise auf ihre Passivität, ihre größere Empfindsamkeit etc. geschlossen. Damit erst wird Anatomie zum Schicksal. Zugleich stabilisieren die (nach Laqueur konstruierten) anatomischen Gegebenheiten die bürgerlichen Geschlechter-*imagines*, legen beispielsweise die Frau auf Reinheit und Passivität fest, indem Lust von Fortpflanzung abgetrennt wird. Hatte das Ein-Geschlecht-Modell

Passion, Leidenschaft und Hitze zur Bedingung der Fortpflanzung erklärt, so behauptet die Biologie des 19. Jahrhunderts eine passionslose, lustfreie Empfängnis der Frau, die dem bürgerlichen Weiblichkeitsbild der Aufklärung und Empfindsamkeit korrespondiert – der naturwissenschaftliche Diskurs bestätigt die gesellschaftlichen Geschlechterkonstruktionen. Die (wissenschaftliche) Überzeugung, es gäbe zwei Geschlechter, ohne dass Übergänge möglich wären und ohne dass das Geschlecht wählbar sei, ist mithin recht jungen Datums.

Dass sich zusammen mit dieser Auffassung die geschlechtliche Wahlfreiheit vehement reduzierte und Abweichungen als Perversionen stigmatisiert wurden, zeigt Foucault in seinen Studien, zum Beispiel am Umgang mit Hermaphroditen, also mit Zweigeschlechtlichen, die im 19. Jahrhundert einer rigiden, medizinisch überwachten Prozedur der Vereindeutigung unterzogen werden, während sie sich zuvor eigenständig entscheiden konnten.

Biologische Sexualtheorien, juristische Bestimmungen des Individuums und Formen administrativer Kontrolle haben seit dem 18. Jahrhundert in den modernen Staaten nach und nach dazu geführt, die Idee einer Vermischung der beiden Geschlechter in einem einzigen Körper abzulehnen und infolgedessen die freie Entscheidung der zweifelhaften Individuen zu beschränken. (Foucault 1998: 8 f.)

Die von Foucault 1978 veröffentlichten und mit einem Dossier versehenen Erinnerungen des Hermaphroditen Herculine Barbin, genannt Alexina B. (1838–1868), führen die fatalen Konsequenzen dieser medizinischen Überwachung vor Augen – sie enden mit einem Selbstmord.

Die Rücknahme von Wahlfreiheiten und Spielräumen lässt sich zudem am Umgang mit Homosexualität demonstrieren. Wurde noch im 18. Jahrhundert von sodomitischen Praktiken gesprochen, ohne daraus eine Identität abzuleiten, so gibt es seit dem 19. Jahrhundert homosexuelle Persönlichkeiten, die ausschließlich über ihr sexuelles Begehr definiert werden – den medizinischen Fachausdruck »Homosexualität« prägte 1869 der Schweizer Arzt Karoly Maria Benkert (vgl. Kraß 2003: 14). Foucault führt über die unterschiedlichen Strategien im Umgang mit homosexuellem Begehr aus:

Die Sodomie – so wie die alten zivilen oder kanonischen Rechte sie kannten – war ein Typ von verbotener Handlung, deren Urheber nur als ihr Rechtssubjekt in Betracht kam. Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von alledem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. (Foucault 1977: 58)

Homosexualität ist keine temporär-situative Praktik mehr, sondern bestimmt die gesamte (minorisierte) Identität, der damit Wahlfreiheit abgesprochen wird.

Geschlecht als Werden

Gilt das Geschlecht seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert als prinzipiell unwählbar und setzt sich zunehmend eine wissenschaftlich sanktionierte binäre Geschlechtermatrix mit klaren Rollenverteilungen durch (die ›passive‹ Frau wird dem Häuslichen zugeordnet, der Mann ›dem feindlichen Feld‹ der Öffentlichkeit), so entstehen seit Beginn des 20. Jahrhunderts revolutionäre Ansätze, die diese zementierte Geschlechterordnung aufzubrechen versuchen. Einen wichtigen Schritt unternimmt Simone de Beauvoir in ihrem berühmten Werk *Le deuxième sexe* (1949): Der gegenwärtige gesellschaftliche Zustand, in dem die Frau nicht als Akteurin vorgesehen ist, könne überwunden werden, denn nach Hegel – der für Beauvoir maßgeblich ist – bedeutet »sein« »werden«. Frausein stellt demnach eine dynamische Kategorie dar, wie Beauvoir in einem vielzitierten Satz formuliert: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es. Kein biologisches, psychisches, wirtschaftliches Schicksal bestimmt die Gestalt, die das weibliche Menschenwesen im Schoß der Gesellschaft annimmt« (Beauvoir 1968: 265). Diese Aussage, die Geschlechtlichkeit als *doing gender* begreift, als dynamischen Effekt von sozialen Verhaltensnormen und performativen Akten, weist auf konstruktivistische Entwürfe von Geschlechtlichkeit voraus, wie sie später Judith Butler vorlegen wird. Dass das Geschlecht als ein Werden aufgefasst wird, ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass es als veränderbar gelten und es Wahlfreiheit geben kann, denn nur dann ist die mit der Geburt scheinbar fixierte Anatomie kein Schicksal.

Die sich seit den 1960er Jahren entwickelnden feministischen Ansätze versuchen entsprechend, die Spielräume des geschlechtlichen Verhaltens auszuweiten, und lösen deshalb Sex (das anatomische Geschlecht) von Gender (das kulturelle Geschlecht) ab (vgl. Schößler 2006). Ersteres kann mit Zweitem identisch sein, muss es aber nicht: Eine Frau in anatomischer Hinsicht kann auf sozio-kultureller Ebene als Frau erscheinen, jedoch auch männliche Rollenangebote für sich in Anspruch nehmen. Das Begriffspaar Sex/Gender (das es im Deutschen nicht gibt) ermöglicht es also, die Naturalisierung von Geschlecht – die Auffassung, die Natur lege uns unabdingbar fest – zu verabschieden und sich auf soziale Geschlechteraspekte zu konzentrieren, die grundsätzlich veränderbar sind.

Diese Spielräume versucht Judith Butler noch einmal zu vergrößern, indem sie – scheinbar paradox – in ihrer Studie *Gender Trouble* (1991 auf Deutsch unter dem Titel *Das Unbehagen der Geschlechter* erschienen) die Differenz von Sex und Gender aufhebt und auch das anatomische Geschlecht zu einem kultu-

rellen Produkt erklärt. Ihre Studie ist gleichzeitig ein wichtiger Text der *Queer Studies*, denn Butler arbeitet an der kulturellen Sichtbarkeit eines verdrängten homosexuellen Begehrens und kritisiert die »Zwangsheterosexualität«, zu der die herrschende Ordnung verpflichtet. Butler kritisiert in ihrer bahnbrechenden Studie das Konzept eines geschlechtlich determinierten Körpers als Bestandteil der abendländischen »Metaphysik der Substanz«. Auch Biologie sei jedoch eine kulturelle Größe, auch das anatomische Geschlecht eine gesellschaftliche Konstruktion, die die Machtverhältnisse wissenschaftlich beglaubige. Butler fragt sich:

Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse, die im Dienste anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen? Wenn man den unveränderlichen Charakter des Geschlechts bestreitet, erweist sich dieses Konstrukt namens ‚Geschlecht‘ vielleicht als ebenso kulturell hervorgebracht wie die Geschlechtsidentität. Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (sex) immer schon Geschlechtsidentität (gender) gewesen, so daß sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist. (Butler 1991: 23 f.)

Nach Butler produziert das soziale Geschlecht das anatomische, das damit ebenfalls eine kulturelle Größe ist, gleichwohl als irreversible Naturbestimmung erscheint, die sich jeder Wahl entzieht. Die Geschlechtsidentität (Gender) bringt mithin den Körper als scheinbar vordiskursive, natürliche Determinante hervor.

Männlichkeit und Weiblichkeit ergeben sich jedoch – so Butlers Entwurf (ebd.: 60) – aus permanenten Wiederholungen kultureller Praktiken; Geschlecht ist demnach – und das erinnert an de Beauvoir –

ein Werden und Konstruieren [...], von dem man nie rechtmäßig sagen kann, daß es gerade beginnt oder zu Ende geht. Als fortdauernde diskursive Praxis ist dieser Prozeß vielmehr stets offen für Eingriffe und neue Bedeutungen

und damit für subversive Verschiebungen, die zum Beispiel ein verdrängtes homosexuelles Begehrnen manifest werden lassen. Geschlecht ergibt sich aus performativen Akten, aus Kleiderstilen, Gesten, Bewegungen und Begehrungsformen und wird damit disponibel, in jedem Augenblick veränderbar, wie Butler an einer von ihr bevorzugten Gestalt zeigt: dem Transvestiten. Dessen Maskerade führt vor, dass Geschlecht durch Imitation (von normalisiertem Verhalten) entstehe, nicht aber Essenz sei. Der Transvestismus unterlasse die verbindliche Unterscheidung von Innen und Außen, indem die Geschlechtsidentität auf der Oberfläche des Körpers durch performative Akte (wie Kleidung, Gestik etc.) erzeugt wird. Bewertet Judith Butler diese Imitation in *Das Unbehagen der Ge-*

schlechter noch als prinzipiell subversive Strategie, so nimmt sie diese Einschätzung in der sich anschließenden Studie *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of »Sex«* (1993), *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, 1995) zurück: *Drag*, also Travestie, könne »so gut im Dienst der Entnaturalisierung wie der Reidealisierung übertriebener heterosexueller Geschlechtsnormen stehen« (Butler 1995: 170). Travestie kann eben auch (diffamatorische) Weiblichkeitsbilder fixieren. Während Butler in ihrer früheren Publikation noch davon ausging, dass die Performativität von Geschlecht prinzipiell Freiräume eröffne, erkennt sie in ihren späteren Texten, dass das (travestierende) Spiel mit Geschlechtermustern die binäre Ordnung bestätigen kann, dass also Wählbarkeit an der binären Matrix, die lediglich zwei Optionen kennt (Mann oder Frau), nicht unbedingt etwas ändern muss.

Die Auffassung, Geschlecht sei Handeln, wirft mithin die Frage auf, in welchem Maße Gender tatsächlich frei bestimmbar ist, ob sich der/die Einzelne tatsächlich nach Belieben in spielerischen Entwürfen zum Mann oder zur Frau erklären kann. Insbesondere die *Men's Studies*, die den Blick auf Männlichkeitskonstruktionen richten, weisen – dieser optimistischen Einschätzung entgegengesetzt – auf die strikten Verbote und die Gratifikationen hin, die das Geschlecht organisieren und für die Einhaltung der Normen sorgen. Schwule und Lesben, vor allem aber Transsexuelle bewegen sich auch heute noch vielfach an den Rändern der Gesellschaft, die sehr genau darüber wacht, dass die Heteronormativität eingehalten wird. Auch wenn das gegenwärtige Wirtschaftssystem, insbesondere die Creative Industries, Schwule und Lesben vielfach integrieren, belegen Studien zu Transsexualität und operativem Geschlechterwechsel (vgl. Runte 1996) die engen Grenzen der Wahlfreiheit. Die Soziologin Gesa Lindemann, die in ihrer Studie *Das paradoxe Geschlecht* auf eigene Erfahrungen als Beraterin zurückgreift, betont, dass Transsexualität einen besonders eindringlichen Blick auf die normative Herstellung von Geschlecht ermögliche. Der Versuch, als anderes Geschlecht wahrgenommen zu werden, führe in drastischer Weise vor Augen, dass die »Darstellung« von Geschlecht kulturellen Regeln folgt, die darüber entscheiden, welche Akte eine Frau zur Frau, einen Mann zu einem Mann machen (Lindemann 1993: 24).

Lindemann beschreibt die Transsexualität, die die Differenz von Begehren, Affekt und körperlicher Ausstattung ausagiert, vor dem Hintergrund der philosophischen Anthropologie, die Helmuth Plessner seit den 1920er Jahren entwickelt hat. Lindemann übernimmt Plessners Trennung von Leib als affektiv-innerlicher Erfahrung und Körper, der im sozialen Interaktionsraum als Symbol für Geschlecht und als geschlechtliches Ding wahrgenommen wird (vgl. ebd.: 36 f.). In diesem öffentlichen Raum herrschen gesellschaftlicher Druck und soziale Kontrolle, denen auch die geschlechtlichen Darstellungen unterworfen sind – auch Lindemann betont die soziale Überwachung und die Grenzen geschlechtlicher Variabilität. In ihren Fallstudien zeichnet sich ab, dass das biologisch vorgegebene

Geschlecht zunächst derealisiert wird (vgl. ebd.: 66 f.), als fremd und unnormal erscheint – Voraussetzung dafür, dass die kulturellen Bedingungen geschlechtlicher Performanz kenntlich werden. Dann erfolgt der operative, medizinisch überwachte Geschlechtswechsel und gegebenenfalls die Normalisierung des neuen Geschlechts, die in diesem Zusammenhang als Idealfall betrachtet wird. Das postoperative Geschlecht wird dann als das ›richtige‹ empfunden, das Körper und Leib im Sinne Plessners zur Deckung bringt. Bedingung des Geschlechterwechsels ist es, dass die Betroffenen in zahlreichen medizinischen Gesprächen eine bestimmte Geschlechtsidentität entstehen lassen (eine, die mit ihrer biologischen Ausstattung nicht übereinstimmt); sie müssen mithin identitäre Narrative, Identitätskonstruktionen innerhalb der binären Matrix entwickeln, um ihr Geschlecht wechseln zu können und müssen eine hohe innere Not sinnfällig machen – Wahlfreiheit scheint etwas anderes zu sein.

Kultur als Rücknahme der Wahlfreiheit

Mit Sigmund Freud könnte man sagen, dass bereits jeder eindeutigen Geschlechtlichkeit eine ›Wahl‹ vorausgegangen ist, genauer: eine Abspaltung alternativer Möglichkeiten, beispielsweise eines homosexuellen Begehrrens. Der Psychoanalytiker, der für den Geschlechterdiskurs im 20. Jahrhundert geradezu als Diskursbegründer gelten kann, geht von der bisexuellen Veranlagung aller Menschen aus, die die Zivilisation jedoch nicht zulässt und durch die Vereindeutigung eliminiert bzw. ins Unbewusste verschiebt. Heterosexuelle Weiblichkeit und Männlichkeit ergeben sich nach Freud aus der Verdrängung einer ursprünglichen Bisexualität; allein die kulturellen Zwangsmaßnahmen und Lustverbote lassen das Regime der Heterosexualität entstehen, wie Freud in seinem späten Text *Das Unbehagen in der Kultur* ausführt. Dass Kultur Lust und Begehrren prinzipiell unterdrückt, bestätigen nach Freud die frühen Formen menschlichen Zusammenlebens, die den Inzest, also den Verkehr mit Verwandten, verbieten. Kultur fußt damit auf der vielleicht »einschneidendste[n] Verstümmelung, die das menschliche Liebesleben im Laufe der Zeiten erfahren hat«, nämlich auf dem Inzest-Verbot (Freud 1994: 69). Auch die moderne Kultur dämmte die sexuellen Lüste ein, indem sie ihre Mitglieder auf ein heterosexuelles Begehrren festlege, das heißt die Sehnsucht nach einem gleichgeschlechtlichen Liebesobjekt prinzipiell verdränge. Es heißt in *Das Unbehagen in der Kultur*:

Die in diesen Verboten [das Inzest- und Homosexualitätsverbot] kundgegebene Forderung eines für alle gleichartigen Sexuallebens setzt sich über die Ungleichheiten in der angeborenen und erworbenen Sexualkonstitution des Menschen hinweg, schneidet

eine ziemliche Anzahl von ihnen vom Sexualgenuss ab und wird so die Quelle schwerer Ungerechtigkeit. (Freud 1994: 69 f.)

Die Kultur homogenisiert das Sexualleben der Einzelnen, indem Sexualität, Reproduktion und Ehe normativ miteinander verknüpft und Abweichungen bestraft werden. Kultur ist für Sigmund Freud also gleichbedeutend mit einer schweren Schädigung des Sexuallebens bzw. einer fundamentalen Reduktion von Wahlfreiheit.

Auch Judith Butlers neuere Untersuchung *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung* widmet sich der Frage nach einem tabuisierten Begehrten. Sie betont in dem Kapitel *Melancholisches Geschlecht/Verweigerte Identifizierung*, dass die Verwerfung des homosexuellen Begehrens bewusstseinskonstituierend sei und wesentlich zur Entstehung des psychischen Innenraums beitrage. Das kulturelle Verbot der Homosexualität, das nach Butler dem Inzestverbot noch vorausliegt, produziert einen psychischen Kern, der das Homosexualitätstabu verinnerlicht, performativ wiederholt und zugleich auf ein heterosexuelles Begehrten festlegt. Aufgrund dieser Ausgrenzung ist die heterosexuelle Geschlechteridentität ihrem Wesen nach melancholisch. Sie ergibt sich durch die Verwerfung eines homosexuellen Begehrens, durch eine unbeträuerbare Abspaltung, die die geschlechtliche Normalität und die Identität des Subjekts erst hervorbringt. Die heterosexuelle Geschlechtsidentität wird also durch das Verworfene konfiguriert, durch das, was in ihr gerade nicht repräsentiert ist (Homosexualität). Sie entsteht durch das, was in der Sexualität unartikuliert bleibt. Eindeutigkeit des Geschlechts wie des Begehrens (und das gilt auch für ein eindeutig homosexuelles) ist demnach ein Hinweis auf die bereits stattgefundenen Abspaltung von Möglichkeiten, auf die kulturelle Verknappung von Wahlfreiheit.

Fantasie als Rollenspiel

Wahlfreiheit scheint es allein dann geben zu können, wenn das Geschlecht nicht essentialisiert und anatomisch festgeschrieben wird, sondern als ein fluider Raum variabler, situativ definierter Praktiken verstanden wird. Insbesondere die Fantasie lässt einen solchen Kosmos entstehen, denn sie ermöglicht unendliche Rollenspiele mit sexuellen Identitäten. In der Fantasie sei, so halten die Psychoanalytiker Jean L. Laplanche und Jean-Bertrand P. Pontalis fest (vgl. Lauretis 1996: 109 f.), eine simultane Besetzung von diversen, ja widersprüchlichen Rollen möglich, denn sie weise keine festen Rollen zu. Dieses Gleiten der Positionen oder genauer: die Möglichkeit, diverse Formen eines (heterosexuellen und homosexuellen) Begehrens auszuagieren, führt beispielsweise Jean Genets Roman *Querelle* vor. Spiele mit Ähnlichkeiten, unter anderem zwischen Schwester und Bruder, generieren Vexierbilder, die unentschieden lassen, ob

sich das Begehrten auf den gleich- oder gegengeschlechtlichen Partner richtet. Genet entwirft Szenarien, in denen die *Gender Coherence*, also die normative Kopplung von Sex, Gender und Begehrten, aufgelöst ist, in denen weibliche Gesten mit männlichen Körpern und männliche Sprechakte mit homosexuellem Begehrten verbunden sind. Diese Fantasien eines polymorphen Begehrens und entsprechender hybrider Körper könnten die Skripte für reale Praktiken und ihre imaginative Ausgestaltung bilden, könnten in antiidentitäre situative Gender-Praktiken einüben, die eine größere Wahlfreiheit eröffnen und »andere Szenen« der Geschlechterverhältnisse entstehen lassen.

Literatur

- Beauvoir, Simone de (1968): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek b. Hamburg.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M.
- Dies. (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.
- Dies. (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M.
- Fausto-Sterling, Anne (1985): Myths of Gender. New York.
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit. Bd. 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt a. M.
- Ders. (1998): Über Hermaphrodismus. Herculine Barbin. Frankfurt a. M.
- Freud, Sigmund (2004): Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. 8. Aufl. Frankfurt a. M.
- Greenblatt, Stephen (1993): Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance. Frankfurt a. M.
- Kraß, Andreas (Hg.; 2003): Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität. Queer Studies. Frankfurt a. M.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a. M./New York.
- Lauretis, Teresa de (1996): Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität. Berlin.
- Lindemann, Gesa (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt a. M.
- Runte, Annette (1996): Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität. München.
- Schößler, Franziska (2006): Einführung in die Gender Studies. Berlin.